

"Wippwapp"

Autor(en): **Franck, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 27

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641064>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

7. Juli 1934

Sommerabend. Von Richard Dehmel.

Klar ruhn die Lüfte auf der weiten Flur.
Fern dampft der See. Das hohe Röhricht flimmert.
Im Schilfe glüht die letzte Sonnenspur.
Ein blasses Wölkchen rötet sich und schimmert.

Vom Wiesengrunde naht ein Glockenton
Ein Duft von Tau entweicht der warmen Erde.
Im stillen Walde lauscht die Dämmerung schon.
Der Hirte sammelt seine satte Herde.

Im jungen Roggen rührt sich nicht ein Halm.
Die Glocke schweigt, wie aus der Welt geschieden.
Nur noch die Grillen geigen ihren Psalm. —
So sei doch froh, mein Herz, in all dem Frieden!

„Wippwapp“. Roman von Hans Franck. Copyright by Albert Langen-Georg Müller, München.

„Wippwapp“? Unsere Leser haben sich darunter eine Schaukel vorzustellen, wie sie auf öffentlichen Spielplätzen etwa noch zu finden sind. Der Titel ist symbolisch gemeint. Wie auf der Schaukel geht es dem Menschen im Leben: einmal hinauf, einmal hinab. Je und je haben Aufstieg und Abstieg eines Menschen beim zuschauenden Mitmenschen waches Interesse gefunden. Jeder fühlt sich mit dem Leidenden schicksalverbunden. Wenn aber ein Einzelschicksal symbolhaft auf ein ganzes Volksschicksal hindeutet, wie dies bei dem Erleben unseres Romanhelden der Fall ist, dann darf seine Darstellung auf verdoppeltes Interesse rechnen. Es ist das große tragische Schicksal des deutschen Volkes in der düstern Zeit der Inflation das wir im Schicksal des Kleinbürgerlichen Schuhmachermeisters August Micheelsen miterleben.

„Wippwapp“ ist aber kein bloßer Tendenzroman. Hans Franck ist ein kräftiger Gestalter des rein-Menschlichen. Sein Roman packt ebenso sehr unser Mitempfinden, wie er unser Denken anregt und unsere Willenskräfte aufrüttelt. Wir dürfen ihn unseren Lesern rückhaltlos empfehlen.

I.

Das zweitgrößte Geschäft in der Stadt besaß er: Schuhmachermeister August Micheelsen. Nur das seines Nachbarn, des Kaufmanns Otto Markwardt, war noch größer. Aber das wollte nichts besagen. Denn die vor mehr als hundert Jahren gegründete Markwardtsche Kolonialwarenhandlung hatte sich Geschlecht um Geschlecht von dem Vater auf den Sohn vererbt; und es war nicht das Verdienst ihres jeweiligen Inhabers, der reichste Mann zwischen dem Wiesentor und dem Weidetor eines mecklenburgischen Landstädtchens zu sein. Aber daß er — Schuhmachermeister August Micheelsen — das zweitgrößte Geschäft sein eigen nannte und sich während zwanzig Jahren zum zweitreichsten Bürger emporgearbeitet hatte, war sein persönliches Verdienst. Es galt irrtümlich sogar als seine alleinige Lebensleistung, da Friederike Micheelsen es nicht duldete, daß irgendwer ihre fräuliche Mithilfe bei diesem Emporstreigen an das Licht zerrte.

Gust — so nannten, unter Abkürzung seines Vornamens, sämtliche Mitbürger den Schuhmachermeister August Micheelsen —, Gust war nämlich als der siebte Junge des Pantoffelmachers Schorsch Micheelsen in den Baraden

am Wallgraben zur Welt gekommen. Das war jene krummwinklige Arme-Leute-Straße des Orts, deren huckische Häuschen in der Tat mehr roh zusammengezimmerten, vorübergehend benutzten Unterkunftsstätten glichen als für die Dauer erbauten menschlichen Wohnungen.

Zweierlei hatte der Pantoffelmacher Schorsch Micheelsen seinem Sohn August, dem geweddesten unter den zehn Kindern, welche ihm seine Lebensgenossin Fief Micheelsen gebor, hinterlassen: einmal die Erkenntnis, daß es mit der guten alten Pantoffelzeit endgültig vorbei war, weil sie gegen die gierige neue Schuhzeit nicht aufkommen konnte; zum andern die Mahnung, nicht auch wie seine sechs ältern Brüder, von denen keiner auf ihn gehört hätte, als Arbeiter auf Tagelohn zu gehen, sondern ein sauberes Handwerk zu erlernen. Fragte der eindringlich Ermahnte in solchen Augenblicken den Vater: was für eins?, so lautete die Antwort Schorsch Micheelsens allemal: ganz gleich. Jedes Handwerk sei besser als Schaffer im Stundenlohn in fremden Diensten. Aber am besten wär's doch wohl, er würde Schuster. Denn irgendwas — abgesehen von den wenigen sommerlichen Barfußwochen — irgendwas müßten die Menschen über ihren Strümpfen an den Füßen tragen. Also werde das Hand-

werft, Männern und Frauen und Kindern jene lederne Fußbekleidung zu machen, welche iustament Mode sei, bis zum jüngsten Tag seinen Meister nähren. Verstanden? Schuster! Denn obwohl's im Medlenburger Matsch nichts Besseres und Billigeres für die Füße gäbe als desttge, hohe Holzpantoffel, wären diese ja — Gott im Himmel sei's geklagt — aus der Mode gekommen. Nicht lange mehr, so saßen die Dienstmädchen mit blattdünnen Prinzessinnenschuhen beim Ruhmelken im Stallmist!

Zwei Jahre nach dem Tode des Vaters verließ der langaufgeschossene Konfirmand August Micheelsen, angetan mit einem viel zu kurzen, schäbigen schwarzen Anzug, die einklassige Armenschule, in welcher die Stieffinder der Stadt, abgefondert von deren rechtmäßigen Sprößlingen, den Bürgerjöhnen und Bürgertöchtern, unterrichtet wurden.

Fiel Micheelsen verlangte, August solle sich als Forstarbeiter anmustern lassen! Dann verdiene er schon vom Tag nach Ostern an Stund um Stund Geld und könne sie beim Großmachen des Achten, Neunten und Zehnten, mit denen sie seit Jahren allein dasie, unterstützen. Das sei bitter nötig! Denn von den sechs vor ihm gäben die vier Ausgeflogenen keinen dreißigen Dreier mehr ab. Die beiden andern aber zahlten von dem Lohn, welchen sie Samstags aus der Forst mitbrächten, viel zu wenig, so daß es kaum für die Kost und Logis reiche! Also müsse er nun, wo er konfirmiert sei, sie unterstützen. Dazu sei er verpflichtet! Denn die Kinder müßten nach den neuen Gesetzen ihre Eltern „standesgemäß“ ernähren. Sie werde ihm den Gendarmen auf den Hals schiden, wenn er dieser Verpflichtung nicht nachkomme! Also, damit er's könne, in die Forst gehen! Denn er wolle doch nicht vielleicht auf das Gerede des toten Vaters hören? Bei dem wären nicht die Taten, sondern die Worte so die Hauptsache gewesen wie beim Eiskäthchen der Schwanz. Schuster werden? Unsinn! Dann verdiente er in vier Jahren keinen roten Pfennig, und sie müßte mit den drei letzten verhungern. In den Wald habe er sich zu scheren. Als Arbeiter! Verstanden? Gust gab keine Antwort.

Als es dunkelte, ging er auf den Kirchhof. An einem Grabhügel führte er ein langes, halblautes Gespräch, das aus Frage und Antwort, aus Ermahnung und Zustimmung, aus Forderung und Gelöbniß bestand, obwohl der vom Gebüsch verdeckte Totengraber nur eine Stimme hörte.

Sichern Schritts kehrte Gust gegen Mitternacht zu dem Pantoffelmacherhäuschen in den Baraden zurück und gehorchte nicht dem Zetern seiner sorgenüberlasteten Mutter, sondern den stillen Worten seines totgearbeiteten Vaters. Am Abend des zweiten Ostertages packte er seine fünfzehn Habseligkeiten in ein rotbuntes Taschentuch und trat des andern Morgens Schlag sechs seine Lehrzeit in der Aderstraße bei dem Schuhmachermeister Prißschke an, dem er sich unter Zustimmung seines Vormunds für vier Jahre versprochen hatte. Mit seiner Mutter wechselte er deswegen kein Wort. Sie sah, was vor sich ging. Das genügte!

So saß denn Gust, der Siebente des verstorbenen Pantoffelmachers Schorsch Micheelsen in den Baraden, fortan tagsüber neben seinem fleißigen, aber vom Herkommen eingegitterten Meister in der Aderstraße auf dem dreibeinigen

Schusterhüfer vor der wassergefüllten Glasfugel, in welcher sich bei hellem Himmel der Sonnenschein, bei Dunkelheit das Licht einer Petroleumlampe, das von ihrem Messinglaser verstärkt daraufgeworfen wurde, regenbogig brachen. Saß da von sechs Uhr in der Früh bis sieben Uhr des Abends, in den Wochen vor der Ernte, dem Herbstmarkt und Weihnachten, wenn es eilig war, von Uhr fünf, Uhr vier, bis Uhr acht, Uhr zehn. Während der Mittagspause, der Vesperzeit, nach Feierabend half der Gust der schrumpfligen Meisterin in der Küche, im Stall, im Garten. Die Nächte verbrachte er hinter einem Bretterverschlag auf dem Boden, der unverschämt genug war, sich Lehrlingsstube zu nennen. Dort war es unter den unverschalten Ziegeln des Sommers so stidig, daß der Schweiß auch dann in Rinnsalen an seinem Körper herunterlief, wenn der nicht nur unbedeckt, sondern außerdem auch unbedemdet war. Des Winters jagte der Sturm den Schnee durch die Fugen der unverstrichenen Dachsteine auf sein Lager, das Oberbett fror in dem Atem seines Mundes brettsteif, und manchmal mußte er, damit er des Morgens an das Waschwasser gelangen konnte, die Eisdecke auf seiner Blechschüssel zerschlagen.

Frage jemand Prißschkes nach ihrem Lehrling aus den Baraden, so gab der Meister ausleuchtenden Auges zur Antwort: „Prima!“, und die Meisterin versicherte: „Gust is'n gaudn Jung, is'n heel gaudn Jung!“

Sogar Fiel Micheelsen söhnte sich nach und nach mit dem Lebensweg aus, den ihr Siebter gegen ihren Willen eingeschlagen hatte. Denn Gust brachte ihr von den Trinkgeldern, die er in der Stadt bei dem Abliefern der fertigen Stiefel erhielt, und von dem Taschenschilling, den Meister Prißschke ihm nach Ablauf eines Jahres freiwillig aussetzte, mehr für die Aufzucht des Achten, Neunten und Zehnten in das Baradenhäuschen, als der Fünfte und Sechste, die Tag für Tag den Stundenlohn im Wald verdienten.

Mit 18 Jahren ging der Schustergehilfe August Micheelsen auf die Wanderschaft. Er tippelte ostwärts bis Danzig, westwärts bis Aachen. Er spuckte zu Wien in die grüngelben Wasser der Donau, stellte zu Alborg fest, daß die dänische rode Gröde ebenso wie die medlenburgische Rote Gröze aus reifen Johannisbeeren gekocht wurde. Er winkte in Konstanz zu den weißen Häuptern der Berge hinauf, konnte sich in Glückstadt nicht genug daran tun, vom Elbdeich zu den Tag und Nacht nordwärts treibenden Eisschollen hinabzuschauen.

Auf keiner Stelle blieb der medlenburgische Handwerksbursche länger als drei Monate. Mochte ihn auch mancher Meister hart ums Bleiben angehn, manche Meisterstochter, so viel in ihren Kräften stand, deswegen mit ihm schön tun, nach drei Monaten hieß das Lebensgebot, dem er zu gehorchen hatte: Weiter! Denn Gust wollte die Welt sehen! Nicht Frauensleut. Bei denen — das hatte er schnell heraus — gab es landaus, landein keine solchen Unterschiede, daß es sich lohnte, sie Jahr und Tag im Spiegel der Verliebtheit, Kopf neben Kopf, anzublicken. Gust wollte die Leistungen und Einrichtungen, die Gewohnheiten und Verschiedenheiten, die gleichbleibenden Bräuche und schnellwechselnden Moden seines Schusterhandwerks in ganz Deutschland kennenlernen. Wie also hätte er irgendwo länger als

drei Monate bleiben dürfen, wenn er bei guter Zeit mit dem Meisterwerden zurechtkommen wollte?

Gab es auf einer Stelle schlechtes Essen, schluderte man auf einer andern bei der Arbeit, gefielen ihm bei näherer Betrachtung Nase und Mundwerk des Meisters zu wenig, dort die Reize der Meisterstochter zu sehr, dann wanderte Gust schon nach Wochen weiter. Waren aber die drei Monate, die auch an der besten Stelle zum Allesbegreifen genügten, wieder einmal herum, oder sah Gust sich zum vorzeitigen Gehen gezwungen, so hieß es bei dem Lohnholen Sonntagnachmittags: „Meister, nächsten Samstag“, oder „nächsten Sonnabend“, wie man es nun gerade gewohnt war — „mach ich fremd. Mahlzeit!“ Und kein Schelten des Meisters, keine Bitte der Meisterin, kein Weinen der Meisterstochter vermochte ihn zur Rücknahme der ausgesprochenen Kündigung zu bewegen.

Denn Gust sah sein Lebensziel lange schon vor sich. In voller Klarheit. Aber auch in großer Ferne. Also weiter!

In dem medlenburgischen Heimatstädtchen des wandernden Pantoffelmachersohnes wußte niemand, wo in der Welt Gust mit seiner Hinterseite den Schusterhücker drückte.

Anfangs hatte der Deutschland Durchstreifende, sobald er irgendwo Arbeit nahm, jedesmal seinem Lehrherrn eine Postkarte in die Aderstraße geschrieben: „Lieber Meister! Da — oder da — bin ich. Es geht mir gut. Mit bestem Gruß auch an die Meisterin. Gust.“

Aber schon nach einem Jahr blieben selbst diese targa Karten aus.

Der Mutter in den Baraden flog — ebenso wenig wie von den vor ihm ausgerückten ältesten Bier — seit dem ersten Tag der Wanderschaft nicht eine einzige Silbe von ihrem Siebten ins Haus. Es kam — ebensowenig wie von den andern — auch kein Pfennig Geld von Gust. Die Alte mit den beiden Nestfüßen zu versorgen, war Sache des daheimgebliebenen Fünftens und Sechstens. Sowie des Achten. Dem hatte Gust gegen Ende seiner Lehrzeit Tag für Tag zugeredet, am Morgen nach Ostern bei Meister Brischke auf seinem Hücker in der Aderstraße als Schusterlehrling Platz zu nehmen. Aber der Unbelehrbare war, obwohl nun auch die Mutter eingestimmt hatte: „Auf Gust hören! Schuster werden!“ zu seinen andern Brüdern als Arbeiter in den Wald gegangen.

Mochten sie es in der Heimat treiben, wie sie wollten, die Mutter und die Brüder — was ging es ihn an?

Vor Gust stand — so deutlich, daß man in Versuchung kommen konnte, mit den Händen danach zu greifen, und doch berggipfelfern — vor dem Pantoffelmachersohn aus den Baraden sein Ziel. Nicht zurückblicken. Weiter! Weiter!

Nach zehn Jahren war der auf Wanderschaft — unbekannt wo? — befindliche Schuhmachergeselle August Miheelsen eines Abends wieder da. Und nicht einmal allein! Denn mit Gust, dem fast dreißigjährigen blonden Hünen,



Margriten. Nach einer Photographie.

kam seine Frau Friederik, eine schwarzhaarige, schmale, kaum mittelgroße Zwanzigerin; kam, wie Blässe und Hohläugigkeit ihres ungemein schönen Gesichts vermuten ließen, wahrscheinlich noch jemand.

Gust ging Arm in Arm mit Rikelchen die Hohe Straße des Städtchens entlang, vom Weidetor bis zum Wiesentor, um auf diese Weise seine Rückkehr und seine Verheiratung öffentlich bekannt zu machen. Erst dann begab er sich in die Baraden zu der Witwe des Pantoffelmachers Schorsch Miheelsen, seiner Mutter.

„Wat wißt du von mi?“ fragte Fiek ihren Siebten, noch ehe dieser einen Gruß, geschweige einen Handschlag anbringen konnte.

Gust verzichtete auf das Entgegenstrecken seiner Rechten, sagte „Guten Abend“ und bat die Mutter, daß er mit seiner Frau — jawohl, das da sei seine Frau, nicht seine Braut! — bis zur völligen Einrichtung des Schuhmachergeschäftes, welches er zu gründen gedachte, bei ihr wohnen dürfe.

Die Pantoffelmacherswitwe widersprach: Kein Platz!

Gust wies darauf hin, daß inzwischen, wie man ihm in der Bahn erzählt hätte, auch ihr Lektner aus dem Haus gegangen sei; daß da, wo zu früheren Zeiten Mann und Frau

mit zehn Kindern untergekommen wären, ohne sich bei jedem Schritt auf die Zehen zu treten, sicherlich Mann und Frau mit einer alten Mutter wohnen könnten, ohne sich jedesmal beim Umdrehen mit dem Ellenbogen zwischen die Rippen zu stoßen.

Aber wenn aus Mann und Frau, die ihr da ins Haus schneiten, beharrte Fief Micheelsen bei ihrer Ablehnung, nach und nach auch zwölf würden, wie es dann mit dem Platz sei? Mit dem Platz für dreizehn?

Rikelschen erhob sich von ihrem Stuhl neben der Tür. Sie bedeutete Gust mit erzwungenem Lächeln: Was er und seine Mutter sich zu sagen hätten, sprächen sie wohl am besten unter vier Augen aus. Wenn es ihm recht sei, dann sehe sie sich derweil das liebe alte Häuschen und dessen Umgebung an. Er könne sie ja rufen, sobald sie mit ihren Abmachungen fertig wären.

Gust nickte.

Und Rikelschen ging.

Als seine Frau draußen war, fiel es dem in der Stube Zurückgebliebenen hart auf das Herz, wie schwer der Gang durch die auf Schritt und Tritt glohändig starrende Fremdheit für Rikelschen sein müsse. Er lief hinter ihr her, erreichte sie an der Küchentür, gab ihr mit festem Druck die Hand und streichelte begütigend, was er am allermeisten an ihr liebte: das dicke blauschwarze Haar.

Rikelschen lächelte, bedankte sich mit einem Kuß und setzte gestärkt ihren Weg fort. Sie besah sich immer wieder befriedigt nickend das hüblige, heimelige Häuschen. Schüttelte im blumenlosen, verunkrauteten Garten mißbilligend den Kopf. Ueberstiegt angstvoll, besorgt nicht um sich, sondern um jemand, der denselben Weg zurücklegte wie sie, die morsche Brücke des modrigen Wallgrabens. Stieg mühsam die Böschung zu den jahrhundertealten Linden des Stadtwalls hinan. Ließ sich erschöpft neben einem flachsblonden Mädchlein, das mit ihrer Puppe vor der Fremden davonlief, auf einer Bank des Verschönerungsvereins nieder. Und sah umflorten Auges über die Fläche der kahlen Ruhe in saftgrüne Wiesenweiten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Stadtbataillon 28 anno 1914. (Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

1

Mobilisation.

Im Sommer 1914 war es in Bern gemütlich. Ein Glas Bier kostete bloß 15 Rappen, nicht 25 wie heute, und das „Große“ bekam man für 20 Rappen. Gab einer als Trinkgeld dazu 5 Rappen, war die Serviertochter wohl zufrieden, lächelte huldvoll und sagte herzlich und froh „Merci!“. Heute aber wird ein Fünferli kaum angesehen, schnippisch eingestrichen und das mit einem deutlichen Unterton von entrüsteter Verachtung hingeworfene „Danke“ ist kaum hörbar. Der Spender hat als schmutziger Geizhals die Günst des dienstbaren Geistes verschärzt.

Wir wären mit den damaligen Löhnen und Gehältern natürlich auch nicht mehr zufrieden. Familienväter mit 200 Franken monatlich waren recht gut bezahlt und angesehene Leute. Ich selber, mit meinen Fr. 130.— und dem ge-

schwellenen Titel „Beamter“ lebte damals auch besser als heute!

Das war eben noch „die gute, alte Zeit“, von der wir heute in wehmütiger Erinnerung nur noch träumen dürfen. Unsere Stadt zählte höchstens 80,000 Einwohner. Bümpliz war noch eine selbständige Gemeinde. Auch asphaltierte Straßen sah man selten, die langen Frauenröcke wurden im Staubaufwirbeln durch nichts behindert. Die junge Generation von heute macht sich keinen Begriff, wie imposant diese wandelnden Kleidermagazine und ausgedehnten üppigen Plantagen auf den Damenhüten wirkten. Selbstverständlich lag das jetzige herrliche Familienbad im Marzili noch in weiter Ferne. Es war die Zeit, wo fast unter Lebensgefahr ein allzu Berwegener höchstens durch ein Astloch in die verbarrikadierte „andere“ Abteilung spähen durfte!

Was Bern für seine Eingeborenen besonders gemütlich machte und ihm eine reizvolle Note verlieh, war die heute noch in guter Erinnerung stehende schweizerische Landesausstellung. Sapperlot, da war „Betrieb“! Mit seiner Dauerkarte, die für die ganzen 6 Monate bloß Fr. 20.— kostete, bummelte man jeden Abend hinaus auf das Neufeld. Immer wieder gab es etwas Neues zu sehen, was einem bisher entgangen war. Die gewaltige Bergundtal-Bahn kitzelte den Magen angenehm für den nachherigen Genuß eines sauren Bismarkshärings im Ausstellungs-Restaurant, das Tanzpodium sorgte für den nötigen Durst und die damaligen ulfigen Anfangsfilme, die allerdings heute bloß noch ausgepiffen würden, legten das Fundament zu einer sorglosen Heiterkeit, mit der man die Tage dahinlebte und daher den Mord von Sarajewo nicht allzu tragisch nahm.

Ende Juli änderte sich aber die Situation. Das Thermometer der Weltpolitik erhellerte plötzlich in rasender Eile die Fieberkurve. Drohende diplomatische Noten schwirrten mit einemmal durch die Länder. Die geruhamen Bürger hatten wieder zu disputieren, man munkelte dies, man munkelte das Ich war jedenfalls nicht der einzige, der vorsorglich die Uniform und Ausrüstung heimlich einer Inspektion unterzog. Bis ziemlich unerwartet auch wir vom Fieber gepackt waren und im entsetzlichen Drama des Weltkrieges unsere Rolle übernehmen mußten!

Freitag, den 31. Juli 1914, befahl der Bundesrat die Rüststellung der gesamten schweizerischen Armee. So um 10 Uhr vormittags herum wußten wir es auch in unserm Bureau. Ich kann nicht sagen, daß wir an diesem Tage viel gearbeitet haben. Auf unserer Abteilung, vom Bureauchef bis hinunter zum jüngsten Ranzlist (das war ich) war alles von diesem Fieber gepackt. Wir waren im ganzen sieben Männer, vier davon dienstpflichtig und deshalb jede Stunde gewärtig, einzurücken. Von diesen vier Dienstpflichtigen stunden zwei im Grad eines Landsturm-Oberleutnants, der Dritte war Wachmeister in der Landwehr und ich, der jüngste, Wachmeister im Stadtbataillon 28. —

Als Nachkomme eines Geschlechts, das schon bei der Schlacht von Sempach „mit im Spiele“ war, lag das Soldateln bei mir im Blut. Als junger, lediger „Sprücker“ machte mir die Sache keinen allzu großen Kummer. Wie gewohnt, war man ein Viertel vor Zwölf fertig zum Heimgehen. Ich wartete aber nicht, bis es von der nahen Heiliggeistkirche Mittag schlug, sondern hatte Besseres und Wichtigeres zu tun! Her mit der Uniform, mit der Ausrüstung, mit dem Gewehr! Eine Stunde später war alles in Ordnung und bereitgelegt, ich war „marschbereit“. Wahrhaftig, es hätte mir leid getan, wenn es beim bloßen Alarm geblieben wäre. Wer hätte damals auch ahnen können, daß die Sache nun jahrelang und in immer mühseligere Form dauern würde?

Nachmittags schickte man mich vom Bureau aus auf den Bubenberglatz, alles war auf die Extrablätter verlesen.